

## KRIEGSBEGEISTERUNG UND PATRIOTISMUS

Betrachtungen über die deutsch-österreichische Literatur  
zu Beginn des Ersten Weltkriegs<sup>1</sup>

Von Robert A. K a n n

Dieser Aufsatz soll sich mit einem spezifischen geistesgeschichtlichen Problem in einem bestimmten geographischen Raum während des Ersten Weltkriegs befassen, nämlich mit der Kriegshysterie in den deutschösterreichischen Ländern der Habsburger Monarchie. Das Phänomen selbst ist bei allen kriegführenden Völkern zu finden, so daß man weder einem bestimmten Volksstamm noch einer bestimmten sozialen Gruppe besondere Vorwürfe machen kann. Jeder muß gewissermaßen vor der eigenen Tür kehren. Wohl aber zeigt sich dieselbe Erscheinung bei einzelnen gesellschaftlichen und ethnischen Gruppen in verschiedener Gestalt. Diese Feststellung trifft sicher für die Deutschösterreicher als eine der beiden führenden nationalen Gruppen des habsburgischen Vielvölkerreiches zu. Ein besonderer Umstand ist hier das Bündnis mit dem Deutschen Reich; ein zweiter ergibt sich mindestens mittelbar aus dem Nationalitätenproblem der Donaumonarchie.

Der Ausbruch eines exzessiven Nationalismus und, man muß leider sagen, vielfach eines pervertierten Patriotismus war in den deutschösterreichischen Ländern schon Ende Juli 1914 bei Ausbruch des Krieges mit Serbien bedeutsam und geht in vielem mit dem sogenannten „Augusterlebnis“ Intellektueller in Deutschland parallel. Sehr bald zeigten sich ähnliche Erscheinungen in allen kriegführenden Lagern. Das österreichische Phänomen unterschied sich aber vielleicht dadurch von anderen, daß es im Rahmen des gesamtgeschichtlichen Geschehens zunächst auf einen Nebenfeind, Serbien, abgestellt war. Etwas später kam dann in Deutschösterreich ein übermäßiger Nationalismus zum Ausdruck, der sich nicht einmal so sehr gegen die Feinde richtet. Hier klingt vor allem das Gefühl des Stolzes mächtig an, daß man vor allen anderen nationalen Gruppen des Reiches mit dem großen deutschen Bruder in schimmernder Wehr vereinigt sei.

Im Verlauf des Jahres 1915 geht diese Hochstimmung allerdings bereits merklich zurück. Im Jahr 1916 war der Wunsch nach Frieden schon die vorherrschende Gefühlseinstellung. Im Jahr 1917 wird der Wunsch nach Friedensverhandlungen viel bestimmter. 1917 und 1918 tritt zunächst die Forderung nach Umgestaltung der

---

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz ist die erweiterte und veränderte Neufassung eines in englischer Sprache erschienenen Artikels: Trends in Austro-German literature during World War I. War hysteria and patriotism. In: The Habsburg empire in World War I. Hrsg. von R. A. K a n n, B. K i r a l y, P. S. F i c h t n e r. Ein Vortrag über den gleichen Gegenstand wurde am 22. Februar 1978 am Institut für Bayerische Geschichte der Universität München gehalten.

österreichisch-ungarischen Monarchie, seit dem Sommer 1918 schon die Auflösung selbst in den Vordergrund.

Wenn man auf die deutschsprachigen Intellektuellen in Österreich — Intellektuelle hierbei in dem sehr weiten Sinn hauptsächlich freiberuflicher geistiger Arbeiter verstanden — während der letzten beiden Kriegsjahre blickt, so unterschieden sie sich dem politischen Profil nach von der deutschösterreichischen Bevölkerung als Ganzem hauptsächlich in zwei Punkten. Erstens, und das gilt wohl für Intellektuelle im allgemeinen, waren sie sensibler, vielleicht auch phantasiebegabter als der Durchschnitt der Bevölkerung und das bedeutet, wie die Menschen nun einmal sind, gewöhnlich nicht größeren Mut sondern größere Furcht vor dem, was kommen könnte, und damit auch größere Bereitwilligkeit, dem äußeren Druck zu weichen. Weiters hatten sie, ungleich der Lage in den meisten westeuropäischen, aber auch in einigen mitteleuropäischen Ländern, keinen nennenswerten Anteil an der politischen Macht im Staate und zwar nicht nur während des Zeitraums, in dem das Parlament vertagt war, das heißt bis Ende Mai 1917. Tatsächlich hatten sie selbst in Friedenszeiten unter der vollen Herrschaft des konstitutionellen Systems nur sehr geringen Einfluß. In dieser Beziehung bestanden allerdings wohl nur graduelle Unterschiede gegenüber der Situation in Deutschland. Hier wie dort waren geistige Arbeiter, insbesondere jene der freien Berufe, in bezug auf politischen Einfluß, aber wohl auch auf politische Erfahrung, im Nachteil gegenüber dem städtischen Kleinbürgertum und der organisierten Arbeiterschaft.

Zu Beginn des Krieges traten, wie schon bemerkt, viele dieser Intellektuellen, insbesondere viele der im Rahmen dieser Studie interessanten, literarisch tätigen, begeistert für das deutsche Bündnis ein. Das Bündnis, das, wie man damals sagte, in der Nibelungentreue verankert war, beruhte, ganz abgesehen von der Sprach- und Kulturgemeinschaft zwischen Deutschen und Deutschösterreichern, vermutlich auf zwei Hauptvorstellungen. Zunächst sollte die sogenannte Wehrgemeinschaft die Sicherheit geben, welche die wesentlich schwächeren militärischen Kräfte der habsburgischen Monarchie nicht bieten konnten; zweitens, und nicht minder wichtig, sollte das Bündnis die Vorzugsstellung der Deutschen in der westlichen Hälfte der Monarchie und mittelbar auch die der Magyaren in der östlichen stärken.

Verbunden mit dieser pro-deutschen Einstellung herrschte, allerdings wesentlich kurzfristiger, der Glaube, daß ein neuer österreichischer Geist erwacht sei, der sich geradezu der Vorstellung von einer imaginären vielsprachigen österreichischen Nation näherte. In den letzten zwei Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkriegs waren Tendenzen dieser Art in der Umgebung des im Juni 1914 in Sarajevo ermordeten Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand zu finden. Die Bewegung, die man die großösterreichische zu nennen pflegte, schloß sich um seine Person zusammen, wurde aber nicht eigentlich von ihm geführt. Ihr Vorhaben war mehr oder weniger, die mitteleuropäische Geschichte seit 1848 ungeschehen zu machen. Eine in Richtung des Zentralismus reformierte und daher besser organisierte habsburgische Monarchie unter katholischen Auspizien sollte wieder die Vormachtstellung in Mitteleuropa erlangen und das protestantische, unhistorische hohenzollernsche Kaisertum aus seiner angemessenen Führungsstellung verstoßen. Die zu voller Stärke wiedererwachte Habsburgermonarchie wäre damit der wahre Erbe des Heiligen

Römischen Reiches geworden. Wenn man diese Bewegung ernst nahm, so war sie natürlich nicht mit dem deutsch-österreichischen Bündnis und vielleicht nicht einmal mit der Existenz des hohenzollernschen Kaiserreiches vereinbar. Aber tatsächlich konnten derartige Wunschträume, an die vor allem phantasiebegabte, strebsame jüngere Offiziere und einige politische Journalisten glaubten, nicht ganz ernst genommen werden, insbesondere nicht seit der Ermordung des Erzherzogs, des künftigen großösterreichischen Herrschers. Was übrig blieb, war das Mißvergnügen, daß Deutschland die österreichische Führung abgelöst hatte und ihm an Macht und Ansehen immer mehr davoneilte. Das einzige bedeutsame Konzept einer engeren deutsch-österreichischen Gemeinschaft, Friedrich Naumanns Mitteleuropa-Plan von 1915, der von vielen österreichisch-ungarischen Intellektuellen von der Rechten bis zur gemäßigten Linken unterstützt wurde, anerkannte denn auch die unbestreitbare und kaum verhüllbare Tatsache der reichsdeutschen Vorherrschaft in Mitteleuropa.

In der zweiten Kriegshälfte, genauer gesagt in ihrem ersten Jahr, traten bundesstaatliche Umbaupläne für die Habsburgermonarchie in den Vordergrund. Mit ihnen wurde das Unmögliche versucht: die Wünsche der slawischen nationalen Gruppen nach Selbstbestimmung zu befriedigen, aber sie absurderweise mit der Möglichkeit der Erhaltung der deutsch-magyarischen Vorherrschaft in Einklang zu bringen. In Hinblick auf diese hoffnungslosen Widersprüche entstand nunmehr der Wunsch, zum Teil selbst in deutsch-magyarischen Kreisen, den gordischen Knoten zu durchhauen und sich vom Bündnis mit Deutschland loszulösen, wie dies die geheimen Friedensverhandlungen des Jahres 1917 zeigen.

Manche Intellektuelle spielten eine Rolle in der Entwicklung der allerdings schon totgeborenen föderativen Pläne. Sogar in bezug auf bloß halboffizielle Kontakte mit feindlichen Ländern dachte niemand im Außenministerium daran, bedeutende Männer der Kunst und Wissenschaft zu konsultieren. Wenn man an die politische Naivität und stimmkräftige Maßlosigkeit vieler dieser Männer zu Anfang des Krieges denkt, so war der Grund dieses Versäumnisses keineswegs einer besonderen geistigen Enge der Berufsdiplomaten zuzuschreiben. In Hinblick auf manches, das im Folgenden erörtert werden soll, kann man bezweifeln, ob eine Aktivität der Intellektuellen als Unterhändler das unerläßliche Mindestmaß an Vertrauen gefunden hätte. Bis zu einem gewissen Grade bildet hier die Rolle von Österreichs letztem Ministerpräsidenten von knapp zwei Wochen, des bedeutenden Völkerrechtslehrers Professor Heinrich Lammasch, eine Ausnahme. Mit Billigung der Regierung nahm er im Lauf des Jahres 1918 Kontakte mit einem inoffiziellen Vertrauensmann von Präsident Wilson auf. Aber Lammasch war ein streng konservatives Mitglied des Herrenhauses. Es mochte in Regierungskreisen auch Vertrauen erwecken, daß er zu dem engeren Kreis der Berater des reaktionären Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand gehört hatte. Zweifellos war er eine Persönlichkeit von hohem geistigem Rang und ein aufrichtiger Friedensfreund. Doch konnte er kaum als Vertreter eines von Obrigkeitseinflüssen unabhängigen Bürgertums angesehen werden.

Im Jahre 1918 übten einige sozialdemokratische Abgeordnete, unter ihnen vor allem Karl Dr. Renner, und zumindest ein Christlichsozialer, der Prälat Professor

Ignaz Seipel, einen gewissen geistigen Einfluß auf die österreichische Politik aus, und zwar war dieser stärker als der der deutschnationalen Abgeordneten. Aber diese Männer mußten innerhalb des Rahmens ihrer Parteiorganisationen operieren und konnten gleichfalls nicht als wirklich unabhängig angesehen werden. Zur Zeit der Herbstrevolution von 1918 sprach sich die kleine Gruppe freier geistiger Arbeiter zum Großteil zugunsten der Republik aus, und von diesen wieder die Mehrheit für eine Republik, die sich an das Deutsche Reich anschließen sollte. In der Öffentlichkeit aber wurde diesen Gefühlen — und das ist wesentlich — zumeist erst nach der Revolution, vorher nicht einmal in einer immerhin möglichen verschleierte Form, Ausdruck gegeben.

Niemand sollte verurteilt werden, weil er im Sommer und Frühherbst 1918 kein unnötiges Risiko einging. Zu dieser Zeit war das Geschick der Monarchie bereits entschieden. Die Frage, ob ein mutigeres Auftreten freier geistiger Arbeiter zu dieser Zeit den Krieg hätte abkürzen können, mag dahingestellt bleiben. Eine Untersuchung dieser Frage würde die Gesamtbeziehung zwischen Politik in der Kriegszeit und geistiger Tätigkeit im allgemeinen aufrollen. Hier handelt es sich natürlich um ein äußerst kompliziertes Problem in jedem Land, also auch in der habsburgischen Monarchie. Im Hinblick auf die unlösbaren Nationalitätenprobleme des Reiches, in dem jede ethnische Gruppe geistig weitgehend isoliert von den anderen lebte, war diese Frage allerdings von verhältnismäßig geringerer praktischer Bedeutung als in anderen Ländern.

Im Rahmen des Gegenstandes dieses Aufsatzes müssen wir allerdings zwei Problemkreise ausklammern: die besonderen Leistungen einzelner Künstler und die seltsame Erscheinung der Kriegshysterie unter den Schriftstellern im Sommer und Herbst 1914, die bei den meisten allerdings fast ebenso rasch zurückging wie sie gekommen war. Das erste Problem führt zur Analyse von einigen wenigen hervorragenden Werken, auf die am Schluß dieses Aufsatzes hingewiesen werden soll. Wesentlicher im Sinne dieser Arbeit ist aber der eigentlich nicht literarische Aspekt des Vorhabens, der jähe Umschwung in der Haltung einer ganzen Gruppe geistiger Arbeiter, in unserem Falle einer Reihe der bestbekanntesten, wenn auch nicht notwendigerweise der besten österreichischen Schriftsteller des frühen 20. Jahrhunderts. Dieses Problem ist meines Wissens nur in Hinblick auf einzelne Autoren, aber nicht als Gruppenphänomen behandelt worden. Die einzige Ausnahme in dieser Beziehung scheint mir ein 1974 erschienenes Buch von C. E. Williams zu sein, das aber einen Zeitraum von zwanzig Jahren behandelt<sup>2</sup>. Der vorliegende Aufsatz ist auf einen von ungefähr sechs Monaten beschränkt. Weiters ist Williams' Buch auf eine politische Deutung abgestellt, während die Antwort auf die Fragen, die hier erörtert werden sollen, nur eine entfernte Beziehung zur Politik hat. Auch das sehr interessante Werk von Claudio Magris, das sich mit der Beziehung zwischen österreichischer Politik und Literatur befaßt, zielt in andere Richtung<sup>3</sup>. Die politischen Gedankengänge, auf die eingangs dieser Studie Bezug genommen wurde, sind wohl

<sup>2</sup> Williams, C. E.: *The broken eagle. The politics of Austrian literature from empire to Anschluss*. London-New York 1974.

<sup>3</sup> Magris, Claudio: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg 1966, S. 167—238.

wichtig bei der Behandlung unseres Gegenstandes, aber doch nicht von entscheidender Bedeutung.

Die Tatsache, daß deutschösterreichische Schriftsteller, einschließlich und vielleicht sogar besonders solche von hohem Rang, sich von der Politik als einer Tätigkeit, die ihnen vulgär und gleichzeitig steril erschien, bewußt fernhielten, hat häufig Beachtung gefunden. Carl Schorske hat unter anderem auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß die Wurzeln der österreichischen Kultur vorwiegend feudal waren und daß eine unabhängige Bürgerklasse keine wesentliche Rolle spielte<sup>4</sup>. Das städtische Bürgertum hat nach der Reformation tatsächlich nur eine begrenzt eigenständige politische Tradition besessen, wenn man den kurzen Zeitabschnitt enttäuschter Hoffnungen um die Revolution von 1848 ausnimmt. Es zog sich nach der niedergeschlagenen Revolution für längere Zeit vom öffentlichen Leben zurück und beschränkte seinen Ehrgeiz darauf, eine Patronage der Kunst und Wissenschaft auszuüben, anstatt für den politischen Liberalismus einzutreten. Im übrigen hat sich die Literatur selbst in der liberalen Ära der Revolution von 1848 und der vorliberalen des Vormärz im wesentlichen auf zwei Forderungen beschränkt: die nach Aufhebung der Zensur, hinsichtlich derer sich Konservative und Liberale als Berufsanliegen fast eins waren; und das Begehren nach Einschränkung der Macht des Klerikalismus, das wiederum für Liberale mit dem nach Aufhebung der Zensur fast identisch war<sup>5</sup>.

Seit dem Beginn der konstitutionellen Ära in Österreich in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zeigen sich hier Schwankungen. Im Schrifttum des Neoliberalismus, literarisch ausgedrückt dem des poetischen Realismus und des darauffolgenden beginnenden Naturalismus, kommt dem Bürgertum gewiß eine selbständige Rolle zu. In der künstlerisch höherwertigen fin de siècle Literatur des aufsteigenden Impressionismus zieht es sich wieder merklich in die ‚ivory tower‘-Atmosphäre der geistig so seltsam fruchtbaren, vorrevolutionären Biedermeierzeit zurück. In den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zeigt sich wiederum die Abkehr vom Tagesgeschehen im politischen und vielfach sozialen, wengleich nicht im gefühlsmäßigen Sinne, in verstärktem Maße. Allerdings, und das ist ein wesentlicher Punkt, finden wir den Abscheu vor der Politik vor allem bei Künstlern von hohem geistigem Rang und hervorragenden Leistungen, aber durchaus nicht bei den Schriftstellern, die produzierten, was man gemeinhin als Belletristik bezeichnet. Als Verfasser weithin beliebter Belletristik seien hier nur zwei Vertreter angeführt: Rudolf Hans Bartsch und Karl Hans Strobl, die beide Lieblinge der Besucher von Leihbibliotheken waren und deren Werke in Auflagezahlen bei weitem die der literarischen Elite übertrafen. Vor dem Krieg waren beide deutschnational eingestellt, allerdings mit dem Unterschied, daß Bartsch gleichzeitig auch eine großösterreichische, durchaus nicht slawenfeindliche Note an-

---

<sup>4</sup> Schorske, Carl E.: Politics and the psyche in fin de siècle Vienna. American Historical Review 66 (1961).

<sup>5</sup> Kann, R. A.: Die niedergeschlagene Revolution von 1848 und ihr Einfluß auf die österreichische Zukunft. In: Wien u. Europa zwischen den Revolutionen (1789—1848). Wien 1978, S. 253—260 (15. Wiener Europagespräch. Hrsg. von R. Urbach).

schlag und Strobl eine rassistisch antisemitische. Beide begrüßten das Kommen eines Krieges, freilich nicht notwendigerweise eines Weltkrieges. Auch Literaten dieser Art, mit denen wir uns im folgenden nicht befassen, sind zu den schriftstellerischen Intellektuellen zu rechnen, und zwar zu solchen von beträchtlichem ideologischem Einfluß.

Um von wirklichen Dichtern zu sprechen, möchte ich mich zunächst mit zwei, ihrer Herkunft nach voneinander höchst verschiedenen Autoren befassen, die aber doch auch Wesentliches gemeinsam haben: Alfons Petzold (1882—1923) und Anton Wildgans (1881—1932). Petzold stammte aus der untersten Schicht des Wiener Proletariats. Sein Vater starb, als er noch ein kleiner Bub war, seine Mutter, Bedienerin in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt, als er Lehrling war. Petzold war verwachsen, hatte eine äußerst schwache Konstitution und arbeitete meist als Hilfsarbeiter, Kellner, Metall- und Glasschleifer. Diese Art von Arbeit war zweifellos zu schwer für ihn und Glasschneiden und -schleifen war besonders schädlich für seine Lunge. Schon als Jugendlicher wurde er tuberkulös, die typische Krankheit des Wiener Proletariats seiner Zeit. Ein Schauspieler des Burgtheaters erkannte das literarische Talent des jungen Mannes und fand für ihn einen Platz in der Lungenheilstätte Alland. Das rettete Petzolds Leben oder — richtiger gesagt — verlängerte es, bis er im Alter von vierzig Jahren an seiner Krankheit starb. Nur etwa zehn Jahre lang hatte er die Möglichkeit, seine Fähigkeiten als Lyriker und Novellist zum Teil autobiographischer Novellen zu entwickeln. Sein bedeutendstes Werk ist der autobiographische Roman „Das rauhe Leben“. Es ist nicht sehr bekannt, aber meiner Meinung nach eine der eindrucksvollsten Biographien in der gesamten neueren deutschen Literatur. In Hinblick auf Herkunft und Schicksal ist es nicht überraschend, daß Petzold sich schon als ganz junger Mann zur Sozialdemokratie bekannte und ihr bis zu seinem frühen Tod treu blieb. Sein Ruf ist natürlich nicht dem der Wiener Impressionisten Schnitzler, Hofmannsthal, Peter Altenberg und etwas später Stefan Zweig und Karl Kraus vergleichbar, aber er gehört auch nicht zu den Vergessenen. Sein Roman „Das rauhe Leben“ soll, nicht zuletzt auf Grund des Hinweises in diesem Aufsatz, nunmehr wieder aufgelegt werden.

Wildgans ist weit bekannter als Petzold. Wie Petzold ein gebürtiger Wiener, kam er aus einem ganz andern Milieu, dem eines kultivierten Bürgerhauses. Er studierte Jura an der Universität Wien, war zweimal Burgtheaterdirektor, und wurde als begabter und stets engagierter Lyriker, Epiker und Dramatiker weit geschätzt. Bis heute gilt er als eine Art von Pseudo-Klassiker, der in höchst schwungvollen Versen und gewählter Prosa die österreichische Idee und Sendung, kurz die österreichische Kultur, im In- und Ausland repräsentierte. Wie standen diese beiden fast gleichaltrigen Männer zum Ausbruch des Weltkrieges?

Petzolds Ansichten wurden in drei Gedichtsammlungen niedergelegt: „Krieg“ (1914), „Volk, mein Volk, Gedichte der Kriegszeit“ (1915) und „Der stählerne Schrei“ (1916). Es ist nötig, sich hier auf einige wenige Zitate aus diesen Sammlungen zu beschränken.

*Es mußte sein* <sup>6</sup>

.....  
Ost'reicher und Deutsche heraus!

.....  
Nun fresse sich unser doppeltes Schwert  
Ein Stück Himmel aus höllischem Graus.

*Kriegslied*

.....  
Die Bücher hinein, das Schwert heraus!  
Schußfreudig die blanke Büchse  
und losgeritten im donnernden Braus  
auf die französischen Füchse.  
Noch steht der Tag im hellen Brand,  
doch eilt mit Fahne und Eisen,  
wir wollen zur Nacht im Engeland  
die Bären und Füchse verspeisen.

*O, daß ich könnte . . .*

O, daß ich könnte jetzt in jeder Kugel sein,  
die fröhlich zischend ein rotes Menschenherz grüßt!  
O, daß ich könnte jetzt atmen mit jeder Säbelklinge,  
die flammenrasch ein weises Menschenhirn küßt.  
So in ein ganz fremdes Leben eintauchen,  
als zerstörende Kraft, aus der Neues entblüht —  
Wäre das nicht ein Glück, über alle Glückseligkeit stehend,  
wäre das nicht eine Freude, die sonst in Gott nur glüht?

*Der erste Verwundete* <sup>7</sup>

.....  
Man schießt, schreit Hurra, denkt nicht an Weib, an Kinder und Bruder,  
springt auf, mit dem Kolben geht's auf die feindliche Flut. —  
Da trifft mich auch schon so ein mistiges Luder;  
ich liege im Dreck und saufe mein eigenes Blut.  
Brennen tut's böß, das sakrische Loch,  
aber schön war es doch!

*Deutschland*

Deutschland muß größer werden!  
So hör' ich rufen allerwärts.  
Ja, es muß größer werden,  
muß reichen auf der Erden  
in jedes Hirn und Herz!

---

<sup>6</sup> Die folgenden drei Gedichte aus Petzold, Alfons: Krieg. Wien 1914.

<sup>7</sup> Dieses und das folgende Gedicht aus Petzold, A.: Volk, mein Volk. Gedichte der  
Kriegszeit. Jena 1915.

Deutschland muß stärker werden!  
Kraft blüh' aus jedem Schuß und Streich!  
Ja, es muß stärker werden,  
muß gründen auf der Erden  
der Menschheit goldnes Reich.

Und nun zu dem viel eleganteren Wildgans. Im Jahr 1915 veröffentlichte er einen dünnen Band von neun Gedichten unter dem Titel „Österreichische Gedichte“<sup>8</sup>. Das zweite dieser Gedichte, mit dem Titel „Das große Händefalten“ vom August 1914, legitimiert den Verfasser dieser patriotischen Gesänge. Er ist der selbsternannte Anwalt des österreichischen Volkes vor dem Jüngsten Gericht und berichtet Gott über die hervorragenden Eigenschaften der Österreicher. Wenn dieser Ombudsmann der Habsburgermonarchie vor Gott mit diesem Plädoyer vielleicht nicht gerade seine Bescheidenheit unter Beweis stellt, so doch sicherlich seine Beredsamkeit. Interessanter ist aber das erste Gedicht der Sammlung mit dem Titel „Vae victis“ und dem Untertitel „Ein Weihelied den verbündeten Heeren“, gleichfalls im August 1914 geschrieben. Der Untertitel deutet offensichtlich auf den sakralen Charakter des Gedichtes hin. Auch hier ist es nicht möglich, mehr als ein paar Kostproben der zwölf Strophen zu zitieren.

*Vae Victis!*

Nun, alle Zungen, hebet an zu preisen!  
Der Tag der großen Rechenschaft bricht an.  
Da wird mit heißem Blut und kaltem Eisen  
Ein wundersames Menschenwerk getan.  
Dem Lügengeist, der lang genug vergiftet,  
Wird schauerlicher Untergang gestiftet,  
Und heilige Adler stürmen himmelan.

.....  
Sie wollten mit verfluchten Ränkemitteln,  
Mit Mord und mit Verrat an Treu und Eid  
An unsrer Ordnung starken Festen rütteln  
Und uns verkümmern die Gerechtigkeit.

.....  
Weh den Besiegten! Härtester der Sprüche,  
An ihren Nacken wird er kalt vollstreckt,  
Mit Schlächterruhe ohne Haß und Flüche  
Zermalmt die Brut und was sie ausgeheckt.  
Der Sieger wird die Großmut unterdrücken  
Und über schmäählich hingekrümmte Rücken  
Hinstampfen wie auf häßliches Insekt.

.....  
So zieht denn aus mit alten Schlachtenweisen,  
Geweihete Heere, Helden Mann für Mann!

---

<sup>8</sup> Wildgans, Anton: Österreichische Gedichte 1914/1915. Leipzig 1915.

Jetzt wird mit heißem Blut und kaltem Eisen  
Ein wundersames Menschenwerk getan.  
Die größte Tat ist eurer Kraft beschieden:  
Dem heiligen Kriege folgt der heilige Frieden,  
Und weiße Tauben schweben himmelnan.

Was die besonders prägnanten Verse betrifft, „der Sieger wird die Großmut unterdrücken und über schmäählich hingekrümmte Rücken hinstampfen wie auf häßliches Insekt“, so ist eine Bemerkung von Wildgans in seinem Tagebuch vom 17. November 1918 von großem psychologischem Interesse. Er zitiert diese Verse und kommentiert: „Furchtbar ist eingetreten, was ich in ‚Vae Victis‘ prophezeit habe“; fügt dann sozusagen als ‚beiseite‘ hinzu: „Und Deutschland hätte dasselbe gemacht“.<sup>9</sup> Offensichtlich hatte er vergessen, daß im Jahr 1914 Sieger für ihn ausschließlich und unbedingt die verbündeten Mittelmächte waren.

Wie dieses Beispiel zeigt, war Wildgans tatsächlich ein Reimeschmied von geradezu kompulsiver Überzeugungskraft und der Eindruck dieser auf kurze Sicht hin äußerst populären Gedichte war sicher größtenteils diesem Faktor zuzuschreiben. Ein Unterschied zwischen Petzold und Wildgans ist der Umstand, daß in Petzolds Schriften vor Kriegsausbruch keine Spur des morbiden patriotischen Übereifers zu finden ist und daß er 1915 ganz ernüchert war. Das trifft im übrigen für die meisten superpatriotischen Schriftsteller zu. Wildgans' kriegerischer Eifer dauerte länger an als der Petzolds, aber das ist minder interessant als der Umstand, daß er wesentlich früher in höchst eigenartiger Weise begann. Es handelt sich hier um ein sehr bemerkenswertes Gedicht, „Ein Feldherr“, 1912 geschrieben, das Conrad von Hötzendorf, dem österreichisch-ungarischen Generalstabschef, eifrigen Befürworter des Präventivkrieges und der radikalsten Fassung des Ultimatus an Serbien vom Juli 1914 gewidmet ist. Gegenstand dieses seltsamen Gedichtes ist die Tragödie des großen Generals, der sein Genie in Friedenszeiten nutzlos vergeudet.

*Ein Feldherr*<sup>10</sup>

.....  
Und jenen hat Gott zum Feldherrn gemacht  
Und gibt ihm keinen Krieg.  
Da wandert er durch die donnernde Nacht  
Und trägt in seiner Stirn die Schlacht,  
Und hört schon die Seinen aufrauschen:

Sieg!

.....  
Doch wenn er erwacht  
Aus Gebrüll und Gehämmer  
Geträumter Schlacht  
Steht Gott auf der Wacht  
Und weidet die Lämmer

<sup>9</sup> Wildgans, A.: Sämtliche Werke. Bd. 7. Salzburg 1958, S. 165.

<sup>10</sup> Wildgans, A.: Dreißig Gedichte. Konstanz 1917.

Und weidet sie gut —  
 Noch ist nicht Zeit  
 Für springendes Blut.  
 Nur manchmal zieht Gottes Wille  
 Jenen aus seiner Nächte  
 Brustzersprengender Stille  
 Hervor wie ein Schwert  
 Und hält  
 Ihn gegen den Himmel — !  
 Dann riecht's nach Gewittern  
 In der Welt  
 Und die Völker zittern.

Können wir annehmen, daß nach der Auffassung von Wildgans Gott in seiner unbegrenzten Barmherzigkeit Conrad schließlich 1914 einen sehr hübschen Krieg gab? Wir wollen noch einmal zu den „Österreichischen Gedichten“ zurückkehren. Das siebente Gedicht, „Legende“, im November 1915 geschrieben, war dem Kriegsdienst eines gewöhnlichen Infantristen gewidmet<sup>11</sup>, das mit dem folgenden Postskriptum endet:

. . . . .  
 Er hieß Hollerbeck oder Hollubetz,  
 In der Verlustliste neun oder zehn  
 Fand man ihn unter den Toten stehn.  
 Er hatte nicht viel mehr als sein Leben.  
 Das hat er gehorsam gegeben  
 Für Eid und Gesetz.  
 Nur Gott hat ihn sterben gesehn.

Übrigens schrieb Wildgans ursprünglich „nicht einmal Gott hat ihn sterben gesehn“, aber der Zensor nahm Anstoß an dieser Zeile und da Wildgans die Veröffentlichung des Gedichtes wünschte, änderte er sie beflissen in ihr reines Gegenteil um: „nur Gott hat ihn sterben gesehn“.

Hofmannsthal bedauerte diese Änderung, hielt aber diese Gedichte einschließlich des „Vae victis“ für „außerordentlich schön“<sup>12</sup> und wollte sie in einer von ihm herausgegebenen neuen Serie, Österreichische Bibliothek, veröffentlichen. Er regte an, Wildgans möge ein zusätzliches Gedicht schreiben, des Inhalts, daß alle österreichischen Soldaten, gleichgültig ob ihr Name Hollerbeck oder Hollubetz sei, d. h. ob sie nun Deutsche oder Tschechen seien, vor Gott und Menschen gleich wären<sup>13</sup>. Wildgans lehnte diese Einladung ab: „... Ich weiß, daß wir den slawischen, magyarischen und romanischen Einschlägen in unserem Blute jene Fülle von Geist und Talent zu verdanken haben, die in unseren heimischen Menschen aufgespeichert ist. Und doch vermag ich darin keinen Segen für uns als Staatsvolk, d. h. für ein Volk,

<sup>11</sup> Wildgans: Österreichische Gedichte.

<sup>12</sup> Hugo von Hofmannsthal - Anton Wildgans. Briefwechsel. Heidelberg 1971, Brief vom 5. Dezember 1914, S. 5 f.

<sup>13</sup> E b e n d a, Brief vom 3. Dezember 1914, 3 f.

das eine Staatsidee tragen, verkörpern und durchsetzen soll, zu erblicken . . . Ich glaube demnach nur dann an die ethische Kraft eines Staates von verschiedenen Nationalitäten, wenn eine von ihnen hegemonisch überwiegt. Und so muß ich innig wünschen, daß diese Führerrolle in unserem Vaterlande dem deutschen Stamme zufiele<sup>14</sup>.

Vielleicht ist es angezeigt, an diesem Punkte eine Probe von Wildgans' Prosa zu geben, eine Eintragung aus seinem Tagebuch vom 25. Juli 1914, dem Tage, an dem das 48-stündige Ultimatum an Serbien ablief.

„ . . . Meine Stimmung ist — Angst, nicht vor dem Kriege sondern vor der Unentschlossenheit und Nachgiebigkeit der österreichischen Regierung. Wird man, wenn die serbische Antwort um 6 Uhr nicht oder nur unbefriedigend gegeben ist, wirklich die diplomatischen Beziehungen abbrechen? . . . Von unserer Diplomatie, die seit Jahrzehnten auf die Friedenskaiserei [eine kostbare neue Begriffsbildung von Wildgans] eingearbeitet ist, erwarte ich keine Entschlossenheit, so energisch, ja geradezu herausfordernd der Ton der Note auch ist. Irgendein Paktieren wird wieder stattfinden. Irgendein Zurückweichen vor Rußland . . . Wie kann ich Dinge wünschen, die an anderen ausgehen ohne selbst in Gefahr kommen zu können, aber im Innersten habe ich dennoch das unabweisbare Gefühl: jetzt muß es geschehen, jetzt müssen die Mörder gezüchtigt werden. Dies ist Österreich nicht nur sich sondern der allgemeinen Gesittung schuldig . . . Alle Leiden des Kampfes gegen entmenschte Fanatiker stehen deutlich vor mir. Und dennoch will ich den Krieg! . . . Hier handelt es sich um die Operation eines Eiterherdes am Leibe der europäischen Gesittung. Hier muß man das Messer nehmen . . . Um halb neun Uhr melden Extrablätter den Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die Abreise des Baron Giesl [des ö.-u. Gesandten] aus Belgrad. Von einer formellen Kriegserklärung kein Wort. Ich glaube noch nicht an den Krieg und bin tief bedrückt<sup>15</sup>.“

Sapienti sat.

Petzold war fraglos ein Dichter. Ob man ihn als Intellektuellen bezeichnen kann, mag problematisch sein. Wildgans war zweifellos beides: ein Dichter, der gewiß auch viel Schönes geschrieben hat, und ein Intellektueller, allerdings von besonderer Art.

Kann man einen Geistlichen, der sich mit Dichtung befaßt, als Intellektuellen werten? Keinesfalls als Eiferer. Abgeklärtheit und gütige Unparteilichkeit hoch über dem Rauch der Geschütze stehen einem mit dichterischen Talenten begabten Priester besonders wohl an. Wie verhält es sich mit dem Augustinerpater Ottokar Kernstock (1848—1928) in dieser Hinsicht? Wir wollen nicht vergessen, daß der Schutzpatron seines Ordens der Verfasser der „civitas dei“ war. In einem kurzen, volkstümlich gehaltenen Gedicht, das zum Teil auch von Karl Kraus in seinen „Die letzten Tage der Menschheit“ zitiert wird, ruft er seine geliebten steirischen Landsleute auf<sup>16</sup>:

<sup>14</sup> E b e n d a, Brief vom 5. Dezember 1914, 5—7.

<sup>15</sup> Wildgans, A.: Sämtliche Werke. Bd. 7. Tagebucheintragung vom 25. Juli 1914, S. 114 f.

<sup>16</sup> Rosegger, Peter: Ottokar Kernstock. Steirischer Waffensegen. Graz 1916, S. 94 f.

.....  
Steirische Holzer, holzt mir gut  
Mit Büchsenkolben die Serbenbrut!  
Steirische Jäger, trifft mir glatt  
Den russischen Zottelbären aufs Blatt!  
Steirische Winzer, preßt mir fein  
Aus Welschlandfrüchten blutroten Wein!

Er fährt fort:

Vergeblich krächzen Österreichs Unglücksrabben  
Solang' wir Steirer solche Helden haben.

Und in einem andern Gedicht zur Erinnerung an eine erfolgreiche Aktion der Bürger von Knittelfeld, die in alten Zeiten ihre Feinde mit Knütteln erschlugen (eine Anspielung auf den Namen der Stadt), ermahnt er seine Pfarrkinder <sup>17</sup>:

Macht's nach! Ist's Feindesschädelgebein,  
Sind's eiserne Nägel — schlagt tapfer drein!

Der bekannte Ausspruch, daß Juden ganz genau so sind wie andere Menschen, nur mehr so, hat häufig einen antisemitischen Unterton. Wie dem auch sei, in manchen Fällen mag etwas Richtiges in dieser Bemerkung liegen, wie die folgenden zwei Beispiele zeigen.

Unter den vielen Feinden der Mittelmächte gab es eine Großmacht, mit der Österreich nicht nur niemals einen ernsthaften Konflikt gehabt hatte, sondern eine lange Tradition ungetrübter Freundschaft: Großbritannien. Gerade in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges konnte man überdies in Österreich hinsichtlich kultureller Interessen und Mode eine entschiedene Wendung vom französischen zum englischen Kulturkreis beobachten. Es sei daran erinnert, daß für die Generation von Sigmund Freud, Arthur Schnitzler, Stefan Zweig und vielen anderen die britische Zivilisation Demokratie und Freiheit im bequemen Rahmen von Reichtum und Macht bedeutete. Selbst die Hocharistokratie machte die britische Mode, allerdings weitgehend aus sportlichen Gründen, mit. Österreich wurde bekanntlich in den Krieg mit England nur durch das Bündnis mit Deutschland hineingezogen, genau so wie Deutschland in den Krieg mit Italien nur durch das Bündnis mit Österreich. Für einen großen Teil der Bevölkerung Deutschlands schien England in den ersten Kriegsmonaten der nicht traditionelle, ganz unerwartete, gefährlichste Feind zu sein. Deutschland war damit, so wollte es die Legende, das Opfer der Täuschung eines verräterischen Feindes geworden. Daß die deutsche Regierung, welche diese Propaganda mit organisierte, die englische Kriegserklärung großenteils durch Verletzung der belgischen Neutralität mitverschuldet hatte, wurde geflissentlich ignoriert. Aber rein subjektiv betrachtet war der deutsche Haß gegen vermeintliche britische Machtgier, Lügen und Tücke, der an Intensität

---

<sup>17</sup> Die Benagelung sogenannter ‚Wehrmänner im Eisen‘, Statuen aus Holz, die auf Grund einer Spende für die Kriegsfürsorge mit eisernen Nägeln beschlagen wurden, fand an vielen Orten statt. Kernstocks Gedanke, die Nägel gleichzeitig als Mittel der Fürsorge für die Opfer des Krieges und der Tötung des Feindes zu verherrlichen, ist jedoch durchaus ‚originell‘.

die feindlichen Gefühle gegen Frankreich und Rußland bei weitem übertraf, verständlich. Zwischen Österreich-Ungarn und England gab es keine ernsthaften Differenzen, weder einen Wettkampf kommerzieller und industrieller Natur, noch koloniale Probleme oder gar ein Flottenwettrüsten. Kurzum, keine der Konfliktfragen zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien berührte die Interessen der Habsburgermonarchie. Als eine umfangreiche und leidenschaftliche Haßliteratur gegen England im Sommer 1914 im Deutschen Reich aufspröß, hätte man erwarten können, daß sie geringen Widerhall in Österreich finden würde. Solche Erwartungen stellten sich aber als irrig heraus. Der leidenschaftlichste und nach der Meinung vieler der populärste Haßgesang des Krieges, nicht nur gegen England sondern überhaupt, wurde von einem jüdischen Schriftsteller, Ernst Lissauer (1882—1937), verfaßt. Lissauer stammte aus Berlin, wählte aber später Wien zu seinem Wohnsitz. Ein Lyriker, der weder früher noch später an Politik interessiert war, blieb er ein bescheidener Schriftsteller mit bescheidenen Leistungen, der eine Art von etwas anrühlicher Unsterblichkeit nur durch seinen „Haßgesang“ vom August 1914 errang. Lissauers Ruhm könnte mit dem von Dr. Guillotin verglichen werden und tatsächlich halfen Lissauers Strophen, so wie Guillotins Maschine, Tausende vom Leben zum Tod zu befördern. Das war allerdings weder Guillotins noch Lissauers Absicht. Es muß genügen, hier den Refrain von Lissauers Strophen zu zitieren <sup>18</sup>:

Wir haben nur einen einzigen Haß,  
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,  
Wir haben nur einen einzigen Feind: England.

Verglichen mit Lissauers Rapsodie des Hasses verblaßte sogar die Anziehungskraft von Wildgans' „Vae victis“, das nicht ganz so volkstümlich wurde wie der „Haßgesang“. Schließlich hatten Lyriker wie Wildgans und Kernstock nur die deutschösterreichischen Erblande mit ihren Liedern erobert, aber Lissauer mit dem „Haßgesang“ ganz Deutschland.

Von ganz anderer Art war Hugo Zuckermann (1881—1914); auch er ein Schriftsteller von bescheidenem Ruf und mäßigen Leistungen, aber ihm war es beschieden, das wahrscheinlich volkstümlichste Kriegsgedicht in Deutschland und Österreich überhaupt zu schreiben, das „Reiterlied“ <sup>19</sup>. Es ist nicht ein Haßgesang wie die vorerwähnten Gedichte. Es ist das tief melancholische Lied eines österreichischen Kavalleristen, der seinen Tod in der Schlacht erwartet. Es beginnt mit den Zeilen:

Drüben am Wiesenrand  
Hocken zwei Dohlen —  
Fall' ich am Donaustrand?  
Sterb' ich in Polen?

---

<sup>18</sup> Lissauer, Ernst: Der brennende Tag. Berlin 1916, S. 40—42. Diese letzten Zeilen sind in jeder Strophe variiert. — S. auch Kuhlmann, Werner: Deutsche Zorngedichte gegen England. Leipzig 1915. — Zweg, Stefan: Die Welt von Gestern. Frankfurt a. M. 1973, S. 170—172.

<sup>19</sup> Zuckermann, Hugo: Gedichte. Wien 1915, S. 99.

Was liegt daran?!  
Eh' sie meine Seele holen,  
Kämpf' ich als Reitersmann.

Die deutsche Literatur ist bekanntlich reich an volkstümlichen Reiterliedern, die in der Annahme des zu erwartenden Todes in der Schlacht geschrieben wurden. Es sei hier nur das Reiterlied von Herwegh und das berühmte „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ von Hauff erwähnt. Ich glaube nicht, daß dies mit einer deutschen romantischen Bindung an den Tod zu tun hat, wie das Clemenceau behauptete. Aber es besteht kein Zweifel, daß dieser Geist der Melancholie vor der Schlacht Soldaten und ihre Familien, die sich um einen im Felde stehenden Angehörigen sorgen, tief berührt. Dieser Umstand und keineswegs eine hervorragende literarische Qualität machte die ungeheure Popularität von Zuckermans Gedicht verständlich. Es wird auch heute noch häufig zitiert, obwohl der Name des Verfassers, dessen literarisches Erbe aus einem schmalen Band von Gedichten besteht, die meist vor dem Krieg geschrieben wurden, seit langem vergessen ist. Man könnte gewissermaßen Zuckermans „Reiterlied“ mit Heines „Lorelei“ vergleichen, das sicher nicht eines seiner besten Gedichte war, aber eines, das die Gefühle des Durchschnittsmenschen in einer bestimmten, zeit- und ortsgebundenen Situation genau wiedergibt. Als der Nationalsozialismus die „Lorelei“, im Gegensatz zu den Werken praktisch aller jüdischen Dichter, gleichgültig ob von größerer oder geringerer Begabung, nicht unterdrückte sondern weiterhin als ‚Volkslied‘ ohne den Namen des Verfassers druckte, schätzte er die Situation in seiner Art ganz richtig ein. „Die Lorelei“ und Zuckermans „Reiterlied“ sind tatsächlich Volkslieder geworden, die nicht mehr mit den Namen ihrer Verfasser verbunden sind.

Aber Zuckermann ist im Zusammenhang dieser Studie nicht nur deshalb bemerkenswert, weil er das populärste Kriegslied schrieb, das kein Haßgesang war, sondern wegen seiner Gesinnung und seines Schicksals. Er war ein aktiver Zionist, ein begeisterter Anhänger von Theodor Herzl und als einer der ganz wenigen Schriftsteller, die ich in dieser Arbeit zitiere, stand er im Feld. Als einziger wurde er verwundet und starb an dieser Wunde im Herbst 1914.

Ob ein Verfasser patriotischer Kriegslieder Frontdienst geleistet hat, ist von besonderer Bedeutung für unser Thema. Es soll durchaus nicht behauptet werden, daß alle oder auch nur die Mehrheit der literarischen Patrioten und Heimkrieger, die wir in dieser Arbeit Revue passieren lassen, dem Kriegsdienst bewußt auswichen. Kernstock war Geistlicher, Petzold ein tuberkulöser Krüppel; Lissauer diente tatsächlich in der deutschen Landwehr, aber als Herausgeber der Soldatenzeitung „Karpathennachrichten“; Wildgans litt Zeit seines Lebens an einer Gefäßkrankheit. Die Frage, die uns interessiert, ist nicht, warum diese Männer nicht dienten, vor allem nicht an der Front dienten, sondern daß sie nicht dienten. Eine Ausnahme, abgesehen von Zuckermann, war der junge Robert Musil, der in der zweiten Kriegshälfte im Felde stand, wie Franz Werfel in der ersten. Ein anderer und besonders tragischer, abweichender Fall ist der des jungen Salzburger Lyrikers Georg Trakl (1887—1914), der als Heilgehilfe an die Ostfront einrückte. Den grauenvollen Erlebnissen an den Verbandplätzen nicht gewachsen, starb er in völliger Nerven-

zerrüttung im Dezember 1914. Seine Dichtungen sind dem Erlebnis des Todes, nicht des Krieges und schon gar nicht des Kriegsruhms verhaftet. Franz Kafka wurde in seiner Stellung in der Arbeiterunfallversicherungsanstalt gleich zu Beginn des Krieges für unentbehrlich erklärt. Rainer Maria Rilke leistete einige Tage Kasernendienst, aber durch die guten Beziehungen seiner Patronesse, der Fürstin Thurn und Taxis, wurde er ins Kriegsarchiv transferiert. In diesem sicheren Hort konnte er sich der Gesellschaft Rudolf Hans Bartschs von der nationalistischen deutschen Rechten, des äußerst patriotischen, pensionierten Offiziers Karl Ginzkey und des linksliberalen Alfred Polgar erfreuen. Karl Hans Strobl, der militante Nationalist und zukünftige Nationalsozialist, wurde gleich am Anfang des Krieges von der Verpflichtung zur Kriegsdienstleistung enthoben; er wählte die sicherlich weniger gefährliche Beschäftigung eines Kriegskorrespondenten. Stefan Zweig meldete sich nach einer Quelle im November 1914 freiwillig und leistete Schreiberdienste in einer Wiener Vorstadt, bevor er der fröhlichen Gesellschaft der Streiter im Kriegsarchiv beitrug. Nach einer anderen Aussage, der seiner Gattin Friederike, wurde er gleich zu Beginn des Krieges für untauglich erklärt, Kriegsdienst zu leisten<sup>20</sup>. Karl Kraus war physisch ebenso unfähig zu dienen wie Peter Altenberg, aber er, Arthur Schnitzler und Hermann Bahr hatten die Altersgrenze bereits überschritten, die eine Kriegsdienstleistung von ihnen verlangte. Von den hier genannten Schriftstellern sind Schnitzler, Zweig, Kafka, Polgar, Werfel, Rilke und Kraus öffentlich nicht für den Krieg eingetreten<sup>21</sup>.

Sehr interessant ist der Fall Hofmannsthal, der ganz zu Beginn des Krieges eine deutschnationale Tendenz zeigte, die aber bald in eine Art von übernationalen, größterreichischen Patriotismus überging. Es würde das Andenken eines großen Schriftstellers und bedeutenden Vertreters unserer Kultur beleidigen zu behaupten, daß er den Krieg in der fragwürdigen Weise eines Wildgans, Lissauer, Petzold oder Kernstock besungen hätte. Aber der Umstand, daß ein Thomas Mann in Deutschland oder ein Hofmannsthal in Österreich den Krieg zunächst in allem und jedem voll unterstützte, verstärkte auf längere Sicht den Einfluß ihrer Äußerungen zum Gegenstand. Wie bei Wildgans, der abgesehen von seiner beklagenswerten Kriegsproduktion gewiß ein Schriftsteller von Rang war, standen Hofmannsthals patriotische Ergüsse nicht auf derselben Höhe wie seine früheren und späteren Werke. Ein Beispiel wäre sein Kinderbuch „Prinz Eugen der edle Ritter“, das im Jahre 1915 veröffentlicht wurde. Im wesentlichen ist es das Gegenstück zu Thomas Manns „Friedrich und die große Koalition“, das im gleichen Jahr herauskam. Hofmannsthals Werk stellt eine Art von Apotheose der österreichischen Sendung dar. Wenn man die damalige Stellung Deutschlands und Österreichs in der Welt vergleicht, erscheint Hofmannsthals Standpunkt viel merkwürdiger als der Manns.

Aber beschäftigen wir uns kurz mit Hofmannsthals Kriegsdienst. Als Reserve-

<sup>20</sup> Williams 114. — Zweig, Friederike M.: Stefan Zweig. Wie ich ihn erlebte. Stockholm 1947, S. 105 f.

<sup>21</sup> Siehe Trebitsch, Siegfried: Chronik eines Lebens. Zürich 1951, über die im Kriegsarchiv tätigen Schriftsteller S. 279—283. — Siehe auch Angelloz, J. F.: Rainer Maria Rilke. L'évolution spirituelle du poète. Paris 1936, S. 299—303.

offizier in einem der vornehmsten österreichischen Kavallerieregimenter, welches ihm viele der aristokratischen Beziehungen verschaffte, die er sein ganzes Leben hindurch so eifrig pflog, erhielt er sofort den Einrückungsbefehl. Am 28. Juli 1914 schrieb Hofmannsthal dem bedeutenden österreichischen Historiker und Parlamentarier Professor Josef Redlich, er möge beim Statthalter des Küstenlandes, Prinz Konrad Hohenlohe, einem früheren österreichischen Ministerpräsidenten, für ihn intervenieren, damit er von der für ihn unerträglichen Kriegsdienstleistung befreit werde. Wie Hofmannsthal dies in einem Brief aus Pisino in Istrien ausdrückte: „... daß ich mir hier irgend etwas selbst richten könnte, ist ganz ausgeschlossen. Arzt ist keiner hier“<sup>22</sup>. Tatsächlich hatte Hofmannsthal nicht einmal so lange zu warten, um es sich ‚zu richten‘, da er schon am 1. August „ganz aufgeregt“ zu Redlich kam und um Hilfe bat. Redlich vermerkt weiter in seinem Tagebuch: „Ich schrieb an Konrad Hohenlohe, gab ihm [Hofmannsthal] den Brief mit. Heute höre ich, daß er bis zum 28. August beurlaubt ist und nach Graz transferiert wurde. Er schreibt mir soeben voll Dank“<sup>23</sup>. Jedenfalls ist es ein Trost zu wissen, daß Hofmannsthal schon Anfang September damit betraut wurde, die österreichische Kulturmission in den von den Mittelmächten besetzten Gebieten, wie auch in neutralen Ländern zu verbreiten.

Redlich war ein bedeutender Historiker von literarischem Rang, Staatswissenschaftler und Parlamentarier und, obwohl kein patriotischer Dichter, auch gewiß ein Patriot. In dieser Hinsicht steht er keinem der bisher genannten, Wildgans, Lissauer, Kernstock und Petzold mit eingeschlossen, nach. Mit Hofmannsthal teilte er die Vorliebe für die österreichische Aristokratie. Ein Bild all dieser Eigenschaften gibt seine Tagebucheintragung vom 26. Juli 1914: „Der gestrige Tag ist und bleibt der denkwürdige Tag des Kriegsausbruchs“ (tatsächlich erst der Tag des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zu Serbien). Redlich berichtet dann, daß er seinen Bruder zum Bahnhof begleitete. „Fünf Minuten später ruft mich Graf Kinsky [ein österreichischer Diplomat] an und sagt mir durchs Telefon, ‚Abgereist! Ich erwidere, ‚Hurrah!‘.“ Die Mitteilung der Abreise bezieht sich natürlich auf die des österreichisch-ungarischen Gesandten aus Belgrad. Dann besuchte Redlich den jungen Grafen Alexander Hoyos, Kabinettschef des Außenministers, einen Hauptvertreter der Kriegspartei unter den österreichischen Diplomaten. „Aus dem Fenster sah die reizende Komtesse Edmée heraus [Hoyos' Gattin]. Ich lief hinauf, sie empfing mich mit tausend Freuden, weil ich ihr die Bestätigung des Kriegsbeginnes brachte.“ Dann machten Redlich, die Gräfin, ihre Schwiegermutter, und ein anderer Verwandter der Familie Hoyos einen Spaziergang durch die Innere Stadt und besuchten einige Lokale. „Rudolf Hoyos nötigte uns noch in den Prater zu fahren und in den Kaisergarten. Da war es aber ganz leer und stimmunglos. Dann gings nach Hause“<sup>24</sup>.

War is hell, wie man im Englischen sagt. Tragisches ereignet sich aber nicht nur an der Front, sondern auch im Hinterland. Werfen wir einen Blick auf die Tagebucheintragungen vom 3. August. Redlich kommt mit dem Zug in Wien an. „Hier

<sup>22</sup> Hugo von Hofmannsthal - Josef Redlich. Briefwechsel. Wien 1971, S. 12 f.

<sup>23</sup> Schicksalsjahre Österreichs. Das politische Tagebuch Josef Redlichs, 1908—1919. Hrsg. von F. Fellner. Bd. 1. Wien 1953, S. 241 f.

<sup>24</sup> E b e n d a 239 f.

finde ich Paul“, Redlichs Schwager, einen reichen Industriellen, „in größter Aufregung . . . Paul ist einberufen: er bittet mich, etwas zu tun, damit er als Militärlieferant und Fabrikant von Militärartikeln für unentbehrlich erklärt werde. Samstag gehe ich um elf Uhr zu Georgi [dem Landesverteidigungsminister], sehe aber den Minister nicht persönlich, sondern schicke mein Anliegen durch einen Ministerialrat. Georgi sagt, das könne die Abteilung 13 machen.“ Und sie macht's! Wer darf sagen, daß das kaiserliche Österreich kein demokratisches Land war, wo doch ein Parlamentarier wie Redlich beträchtlichen Einfluß hatte? Dann begleitete Redlich seinen Bruder Fritz zum Nordbahnhof, „wo ergreifende Szenen bei der Abreise von Tausenden von Reservisten . . . stattfanden. Die weinenden Mütter, Frauen und Bräute: welcher Jammer wird erst kommen!“ Aber keine Situation ist so verzweifelt, daß nicht ein Sonnenstrahl durch die Wolken blitzt: „Inzwischen hatte Paul mich verständigt, daß er dank der Intervention seines Konsortiums vom Landwehrdienst befreit worden ist“<sup>25</sup>.

Es erscheint angezeigt, sich an diesem Punkte endlich einem Manne von kühlerer Urteilsfähigkeit in einer hysteriegeladenen Atmosphäre zuzuwenden. Es handelt sich um Hermann Bahr (1863—1934). Dieser Oberösterreicher war wahrscheinlich der wandlungsfähigste deutschösterreichische Schriftsteller seiner Zeit und dies in doppeltem Sinn: hinsichtlich seines vielseitigen literarischen Oeuvre und seiner ebenso vielseitigen Überzeugungen. Er war ein äußerst produktiver Dramatiker, Novellist, Essayist und Tagebuchschreiber. Die literarische Qualität seiner Schriften ist ungleichmäßig, aber viele von ihnen, besonders seine Essays, zeigen Charme, Originalität und Witz. Im Ganzen war er ein Mann von außerordentlicher Intelligenz mit einem Flair für alles Neue. Bahr, der durch Jahre ein intimer Freund von Hofmannsthal, Redlich und Schnitzler war, trat in seiner Jugend als Alldeutscher hervor. Später sympathisierte er stark mit dem Sozialismus, wurde radikaler Liberaler und ein Patriot mit einer übernationalen, proslawischen Tendenz mit Bindungen zur Großösterreich-Bewegung. Als der Krieg begann, wandte er sich zunächst den Idealen seiner Jugend, dem Alldeutschtum, zu. Er begrüßte einen deutschen Frieden und ein ziemlich kriegerisches „österreichisches Wunder“ in der Kriegszeit. Dann wurde er, wie Hofmannsthal, ein Vertreter der österreichischen Mission, die von der deutschen zu unterscheiden war; als alter Mann wurde er äußerst konservativ und ein tiefgläubiger Katholik. An Hofmannsthal sandte er übrigens am 6. August 1914 eine Botschaft, in der er sagt: „Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo. So will ich Ihnen durch die Zeitung schreiben. Vielleicht weht's der liebe Wind an Ihr Wachtfeuer und grüßt Sie schön von mir.“ Bahr hätte besser getan, sich an ein Wachtfeuer per Adresse Kriegsarchiv, Wien, Stiftgasse zu wenden<sup>26</sup>.

Trotz Bahrs häufigem Überzeugungswechsel und seinem überpatriotischen Eifer und Supernationalismus im Jahr 1914 war er ein scharfsinniger Beobachter, wie sein Essay „Kriegsseggen“ von 1915 beweist:

„Aber nun kam gar noch die größte von allen Überraschungen dieses Krieges.

<sup>25</sup> E b e n d a 241 f.

<sup>26</sup> B a h r, Hermann: Kriegsseggen. München 1915, S. 9. Auch diese Episode ist von Karl Kraus in seinem Werk: Die letzten Tage der Menschheit verwendet worden.

Es zeigte sich nämlich auch noch, daß dieser Krieg garnicht ‚kriegerisch‘ ist, denn so paradox das klingt, jeder Tag beweist es: kriegerisch, was man bisher gewohnt war kriegerisch zu nennen, ist heute nur, wer daheim hinterm Ofen sitzt, nicht wer draußen im Felde steht. Hinterm Ofen und mit den Extrablättern auf der Bierbank oder gar im Café, da tun sie martialisch, die bloß aus den Zeitungen vom Krieg sozusagen nur gustieren, und der Aesthet, gestern noch die blaue Wunderblume in seinen Fingern hegend, klirrt mit den Sporen grimmiger Schlachtengier und möchte vom Blut dampfen. Der Snob, der sich eben noch kosmopolitisch trug, trägt heute die Fahne des Vaterlands, eben noch hat er Tango getanzt, jetzt tanzt er den furor Teutonicus, eben war ihm nichts fein und still und auserlesen genug, jetzt ballt er die Faust, schreit herum, gebärdet sich wild, und der Intellektuelle kann gar den Geist nicht laut genug verachten. Wissenschaft und Kunst, die Freuden des Friedens, gar aber die Christenlehre der Demut, des Erbarmens, der Nächstenliebe, der Feindesliebe, sind ihm ein überwundenes Vorurteil, hart will er geworden sein, dem Starken gehört die Welt, jedes Café verwandelt sich in ein Hauptquartier. Das macht ja nichts, es wird sich schon wieder geben, übers Jahr schwelgt er wieder in unverständlichen Versen, vertauscht die raue Wollweste mit einem duftigen Pyjama und wetteifert um die holdseligste Kravatte<sup>27</sup>.“

Ob Bahr berechtigt war oder nicht, sich zum Richter aufzuwerfen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber ist über das von ihm angeschnittene Problem kaum Treffenderes gesagt worden. Es waren wahrscheinlich zur Hälfte unbewußte Schuldgefühle und zur Hälfte Minderwertigkeitskomplexe, die für die Kriegsliteratur eines Wildgans, Kernstock, Lissauer oder Petzold, und in sublimierterer Weise für Hofmannsthals und Bahrs frühe Kriegsliteratur verantwortlich waren. Es ist, wie schon bemerkt, nicht wesentlich, ob Schriftsteller sich der Kriegsdienstleistung in rein passiver Weise oder mit vollem Vorsatz entzogen, da ihre Motive auf jeden Fall größtenteils im Unbewußten verankert waren. Niemand konnte Petzold einen Vorwurf machen, weil er als Krüppel nicht in den Krieg zog, oder Wildgans, weil er wegen einer chronischen Krankheit untauglich war; aber das Unbewußte fragt nicht nach der rationalen Begründung einer im Bewußten häufig gar nicht vorhandenen Schuld. Die Bemühungen, sie durch Superpatriotismus zu überkompensieren, bleiben vom rein Rationalen unberührt. Eine solche Erkenntnis beruht durchaus nicht auf problematischen psychohistorischen Schlüssen sondern auf gesundem Menschenverstand und Erfahrung.

In diesem Zusammenhang dürfen wir zwei Aspekte unseres Problems nicht vergessen. Erstens war ein besonnener Patriotismus, das heißt frei von aggressiv-hysterischem Überschwang, ganz natürlich und durchaus anerkennenswert, besonders in der Zeit einer Existenzkrise des Staates. In bezug auf Österreich war eine gefühlsmäßige Reaktion von empfindsamen Menschen schon deshalb begreiflich, weil sie Jahre hindurch gewohnt waren, daß ihr Land als der zweite oder gar der erste ‚kranke Mann von Europa‘ bezeichnet wurde. Ein mit Nationalismus gepaarter Patriotismus, das Bewußtsein, Schulter an Schulter mit dem großen Bruder, scheinbar als ganz ebenbürtiger Alliiertes, zu kämpfen, gab natürlich sehr vielen

---

<sup>27</sup> E b e n d a 49 f.

Deutschösterreichern ein Gefühl der Sicherheit, gleichgültig ob sie sich großdeutschen oder großösterreichischen Ideen anschlossen. Aber wir beschäftigen uns hier, wie betont sein soll, nicht mit durchaus verständlichen Gefühlen, sondern mit einer pathologischen Verzerrung dieser Gefühle, nicht mit einem natürlich-aufrichtigen und edlen Patriotismus, den Österreicher aller Bevölkerungsschichten so häufig in ihrer Geschichte gezeigt haben, sondern mit der Verunsicherung all dieser Werte, die durch Übertreibungen und Verzerrungen hervorgerufen wurde. Um was es sich hier handelt, ist nicht der Ausdruck des Patriotismus selbst, sondern die schiefe Art seiner Kundmachung durch Prahlerei, Brutalität, und zuweilen sogar durch einen nur wenig verschleierte Sadismus.

Weiters dürfen wir nicht vergessen, daß sogar die weisesten und abgeklärtesten österreichischen Intellektuellen wie Schnitzler und namentlich Freud — den man gewiß nicht eines irrationalen Gefühlsüberschwanges bezichtigen kann — anfangs den Krieg mit dem Gefühl der Befreiung von langer Frustration und Scham billigten<sup>28</sup>. Freud schreibt am 26. Juli 1914 an seinen Schüler und Kollegen Karl Abraham: „Ich fühle mich aber vielleicht zum erstenmal seit fünfzig Jahren als Österreicher und möchte es noch einmal mit diesem wenig hoffnungsvollen Reich versuchen. Die Stimmung ist überall eine ausgezeichnete. Das Befreiende der mutigen Tat, der sichere Rückhalt an Deutschland tut auch viel dazu.“ Der einzige Vorbehalt ist, daß das vielbewunderte England im Lager der Feinde steht. In diesem Sinne schreibt Freud am 2. August 1914: „Zur Zeit da ich schreibe ist der große Krieg wohl als gesichert anzusehen; ich wäre von Herzen dabei, wenn ich nicht England auf der unrechten Seite wüßte.“ Aber selbst noch am 25. August 1914 spricht Freud von einer großen und schrecklichen Zeit. Stefan Zweig hat dieses ‚August Erlebnis‘ in Österreich sehr plastisch ausgedrückt<sup>29</sup>: „Um der Wahrheit die Ehre zu geben muß ich bekennen, daß in diesem ersten Aufbruch der Massen etwas Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches lag, dem man sich schwer entziehen konnte. Und trotz allem Haß und Abscheu gegen den Krieg möchte ich die Erinnerung an diese ersten Tage in meinem Leben nicht missen. Nie fühlten tausende und hunderttausende Menschen, was sie besser im Frieden hätten fühlen sollen: daß sie zusammengehörten.“

Es besteht natürlich ein ungeheurer Unterschied zwischen Hurrahpatriotismus und der Selbstkontrolle der Gefühle von Männern wie Freud, Schnitzler oder Rilke, die, wie gesagt, den Krieg niemals — und schon gar nicht öffentlich — jubelten. Was soll man aber von denen sagen, die ihm öffentlich entgegentraten? Ich möchte hier nur zwei besonders wichtige Beispiele anführen, Stefan Zweig und vor allem Karl Kraus.

Zweig schrieb sein Drama „Jeremias“, ein höchst eindrucksvolles Manifest für

---

<sup>28</sup> Sigmund Freud - Karl Abraham: Briefe 1907—1926. Frankfurt 1965: Freud an Abraham am 26. Juli 1914, S. 180, am 2. August 1914, S. 183 f., am 25. August 1914, S. 185 f. Hinsichtlich der weniger engagierten Haltung Schnitzlers, die aber in den Augusttagen 1914 keineswegs gegen den Krieg gerichtet war, siehe Schnitzler, Arthur: Aphorismen und Betrachtungen. Hrsg. von O. Weiß. Frankfurt a. M. 1967, S. 188—196.

<sup>29</sup> Zweig: Die Welt von Gestern 301 f.

den Frieden, zwischen Ostern 1915 und Ostern 1917. Im selben Jahr wurde es in Zürich aufgeführt. Insofern als das Stück im biblischen Zeitalter spielt und keine direkten Anspielungen auf den Weltkrieg enthält, konnte man Zweigs sicherlich edle Haltung kaum als besonders gefährlich ansehen.

Das gilt nicht ganz für Kraus' „Die letzten Tage der Menschheit“. Wie er selbst berichtet, schrieb er dieses Riesenwerk vom Sommer 1915 bis zum Sommer 1917. Eine Reihe von Zusätzen und Änderungen kamen erst 1919 hinzu, also nach dem Zusammenbruch der Monarchie. Aber frühere Entwürfe von Szenen, manchmal sogar die endgültige Fassung, wurden von Kraus schon in seiner berühmten Einmann-Zeitschrift „Die Fackel“ im Laufe des Krieges veröffentlicht und unterlagen daher der Zensur. Das hätte zu vielerlei Schikanen führen können. Aber vermutlich lag auch hierin keine allzu große Gefahr, da Kraus in den Vorkriegsjahren als Anhänger von politischen, allerdings nicht gesellschaftlichen Anschauungen des erkonservativen Erzherzogs Franz Ferdinand bekannt war. Jedenfalls galt er nicht als gefährlicher Radikaler von der Art, wie sie die Polizei scharf zu überwachen pflegte. Vor allem aber wurden begreiflicherweise jene Szenen der „Letzten Tage“, an denen die Behörden wirklich ernsthaft Anstoß genommen hätten, erst nach dem Zusammenbruch veröffentlicht. Man kann also weder Zweig noch Kraus als Märtyrer ansehen, obwohl ihre Aufrichtigkeit natürlich Respekt verdient und zumindest im Falle Kraus die Möglichkeit ernsthafter Schwierigkeiten nicht ausschloß<sup>30</sup>.

Manche finden, daß der Schriftsteller in einer Krise bereit sein muß, die äußersten Konsequenzen auf sich zu nehmen und sein Leben zu riskieren. Häufig ist das die typische Anschauung des Kibitz, dem kein Spiel zu hoch ist. Dem könnte entgegengehalten werden, daß die erste Verpflichtung des oppositionellen Schriftstellers in der Krise darin besteht, gehört zu werden und daß, wenn Selbstaufopferung dieses Ziel verbaut, das Gegenteil des schriftstellerischen Vorhabens erreicht wird. Vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen liegt die Sache freilich wieder anders. Die Bedeutung derer, die den Krieg so schilderten wie er wirklich war, lag nicht darin, daß sie ihrer Anschauung so bald wie möglich Ausdruck gaben. 1916 hatten selbst Schriftsteller wie Wildgans sozusagen eine strategische Umgruppierung vorgenommen und traten nunmehr, nicht selten sogar stürmisch, für den Frieden ein. Das hervorragende Verdienst eines Mannes wie Kraus während des Krieges liegt danach gar nicht in den Gefühlen, denen er Ausdruck gab und die er mit sehr vielen anderen teilte, sondern in der Art, *wie* er ihnen Ausdruck gab und sie der Nachwelt überlieferte.

Was die Superpatrioten betrifft, muß hier eine naheliegende Frage beantwortet werden. Warum versuchte kaum einer von ihnen eine Tugend daraus zu machen, vor den Gefahren des Felddienstes geschützt zu sein? Würde ihre Haltung nicht folgerichtiger erschienen sein, wenn sie sie mit Ablehnung des Krieges begründet hätten? In diesem Falle wäre der krasse Widerspruch zwischen einem wortgewaltigen Hinterlandpatriotismus und dem Fehlen von persönlichen Entbehrungen und Opfern in nichts zusammengesunken. Hätte der kurze Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht vermieden werden können?

<sup>30</sup> K o h n, Caroline: Karl Kraus. Stuttgart 1966, S. 84—108.

Hier müssen wir an das besondere psychologische und politische österreichische Milieu denken. Wie schon bemerkt, hatten viele dieser Schriftsteller ein meist unbewusstes Schuldgefühl, daß sie keinen Felddienst leisteten. Dies konnte nur durch exzessiven Patriotismus, tatsächlich häufig Jingoismus, kompensiert oder richtiger überkompensiert werden. Aber das Problem ermangelt auch nicht eines praktischen Aspektes. Die Regierung, die in nicht ungeschickter Weise bemüht war, die Unterstützung der Presse zu gewinnen, behandelte die Wünsche der schreibbeflissenen Intellektuellen, sich aus gefährlichen Situationen heraushalten zu dürfen, zwar durchaus nicht gerecht vom Standpunkt der Gesamtbevölkerung gesehen, aber fürsorglich und generös, soweit es die Berufsschicht selbst betraf. Die Vorzugsbehandlung galt freilich nicht für alle. Die komfortablen Kojen des Kriegsarchivs, des Kriegspressequartiers oder gar kulturelle Sondermissionen standen nur denen offen, die sich nicht einem System entgegenstellten, wo man es sich richten konnte, wenn man die rechten Verbindungen hatte und den rechten Anschauungen Ausdruck gab. Die aber, welche dieser regierungsgewollten Ordnung entgegentraten, waren nicht nur möglicherweise von strafrechtlicher Verfolgung bedroht, was im Falle von Schriftstellern allerdings sehr selten der Fall war. Weit gefährlicher war damals die Rekrutierung zum Felddienst und zwar in besonders exponierte Frontabschnitte. Selbstinteresse — ob man es im Sinne von Adam Smith aufgeklärtes Selbstinteresse nennen kann, mag dahingestellt bleiben — wies vielen der Superpatrioten im Hinterland den Weg, wie man sein Leben am besten der Allgemeinheit erhalten könne. Dies waren nicht gerade mutige, aber schließlich doch menschlich verständliche Erwägungen. Heldentum im Ersten Weltkrieg in Österreich, an dem es ganz gewiß weder an der Front noch im Hinterland gefehlt hat, muß allerdings an anderer Stelle gesucht werden als bei einer Minderheit von halb überlauten, halb überängstlichen und ganz verunsicherten superpatriotischen Schriftstellern.